

**EIN GESPRÄCH MIT DEN SCHRIFSTELLERN JOSÉ EDUARDO AGUALUSA UND MIA COUTO  
ÜBER DIE POSTKOLONIALE ROLLE DER PORTUGIESISCHEN SPRACHE**

# AUSWEITUNG DER TAUSCHVERHÄLTNISSE

Der Angolaner José Eduardo Agualusa und der aus Mosambik stammende Mia Couto zählen zu den wichtigsten Schriftstellern der lusophonen Gegenwartsliteratur. Beide haben ihre von Bürgerkriegen zerstörten Länder wieder auf die literarische Landkarte gesetzt. Patrick Straumann traf sie zu einem Gespräch.

**J**osé Eduardo Agualusa, in Ihrem Roman „Barroco Tropical“ äußert eine Ihrer Figuren die Ansicht, die portugiesische Sprache sei als eine von Angola errungene „Kriegstrophäe“ zu betrachten. In einem Ihrer Essays, Mia Couto, wird der Ausdruck ebenfalls diskutiert. Lässt sich dieser Satz auch als eine persönliche Stellungnahme lesen?

**José Eduardo Agualusa:** Diese Idee, dass die Sprache eine Kriegsbeute sein kann, war vor allem während der Dekolonisation populär. In meinem Roman widerspricht der Erzähler allerdings dieser Ansicht. Sie spiegelt jedoch die Überzeugung der Generation, die am Unabhängigkeitskrieg teilgenommen hat.

**Mia Couto:** Auch ich würde dem Satz widersprechen. Angola und Mosambik haben die portugiesische Sprache nicht im Krieg erobert. Die Sprache wurde in einem historischen Prozess assimiliert, der viel weiter zurückreicht. Ich würde eher von einem Tauschverhältnis sprechen, von einer Dialektik von Akzeptanz und Zurückweisung, die sich im Lauf der Geschichte aufgedrängt hat. Afrika hat das Portugiesische sozusagen von außen erhalten, aber man sollte nicht vergessen, dass die Sprache ihrerseits stark von afrikanischen Versatzstücken geprägt ist. Ich würde sie zudem nicht als ein Objekt bezeichnen, das man erobern kann. Die Sprache ist ein lebendiger Prozess.

*Mia Couto, Sie haben den in Afrika vorherrschenden gesprochenen Ausdruck einst als „eigenes Denksystem“ beschrieben. Wie lässt sich dieses System in die Literatur übertragen?*

**MC:** Ich denke, die Lösung liegt für mich im poetischen Ausdruck, doch ich glaube nicht, dass das orale Denken ein Privileg der unterentwickelten Länder ist. Auch in Europa ist ein großer Teil des Denkens vom oralen Ausdruck geprägt. Die Oralität ist nicht das Gegenteil des Geschriebenen, sie ist ein Zusatz. Die Logik des schriftlichen Ausdrucks ist allerdings so hegemonisch geworden, dass sie in Bezug auf die Literatur und die

Arbeit mit der Sprache, zumindest so, wie ich sie ausübe, zu einer Einschränkung führen kann.

**JEA:** In Angola reicht die Tradition der Schrift zudem bereits sechs, sieben Generationen zurück. Im 19. Jahrhundert sind in Luanda Zeitungen auf Kimbundu erschienen.

*Ist Ihnen Ihre linguistische Zugehörigkeit wichtiger als die nationale?*

**JEA:** Für mich sind beide Identitäten zentral. Die kulturellen Grenzen sind fließend. Ich fühle mich beispielsweise Brasilien sehr verbunden. Andererseits ziehen sich diese Grenzen auch quer durch unsere Länder: Sowohl Angola und Mosambik als auch Brasilien sind sehr reich an grundverschiedenen Kulturen, die sich überdies nicht alle auf Portugiesisch ausdrücken.

*Mia Couto, Sie haben das Portugiesische einst als eine „periphere Sprache“ bezeichnet?*

**MC:** Eine Sprache, die in den großen Zentren der kulturellen Produktion gesprochen wird, ist gegenüber dem Portugiesischen auf dem Markt bevorteilt. Ein Autor aus Cabo Verde muss sich erst in Lissabon behaupten und anschließend ins Französische, Englische oder Spanische übersetzt werden, wenn er in Europa wahrgenommen werden will.

**JEA:** Da bin ich nicht einverstanden. Was ist die Peripherie? Mein Zentrum liegt am Rand der anderen Kulturen, Amerika liegt in meiner Peripherie. Der Einfluss der portugiesischen Sprache ist selbst in Ausdehnung begriffen, wenn man bedenkt, dass Brasilien heute eine Schwellenmacht ist. Sogar in Angola und in Mosambik wird heute mehr portugiesisch gesprochen als vor der Unabhängigkeit.

*Heißt das, dass die aktuellen Regierungen mehr für die Sprache unternommen haben als die portugiesische Kolonialmacht während 500 Jahren?*

**JEA:** Mit dem Sklavenhandel zwischen Brasilien

und der Westküste Afrikas ist in Luanda eine Elite entstanden, für die das Portugiesische die Muttersprache war. Nach dem Unabhängigkeitskrieg hatte die lusophone Minderheit die Macht übernommen. Eduardo dos Santos, der angolische Präsident, spricht ausschließlich portugiesisch, er beherrscht keine der traditionellen afrikanischen Sprachen.

*José Eduardo Agualusa, seit einiger Zeit verbringen Sie einen Teil Ihres Lebens in Brasilien. Sie haben dort den Verlag Língua Geral mitgegründet, der ausschließlich lusophone Texte publiziert. Was haben Sie hierbei für Erfahrungen gemacht?*

**JEA:** Unsere Absicht war, afrikanische und portugiesische Autoren in Brasilien bekannt zu machen. Verglichen mit der Situation vor zehn Jahren ist das Echo heute beachtlich. Allerdings profitieren wir auch von der politischen Konjunktur – Brasilien hat sich in den letzten Jahren Afrika gegenüber in starkem Maß geöffnet. Dies lässt sich auch auf den Buchmessen bestätigen, die vermehrt portugiesische und afrikanische Autoren einladen. Mein Kollege Mia Couto verkauft heute vermutlich mehr Bücher in Brasilien als die meisten einheimischen Autoren.

*Historisch gesehen sind die lusophonen Länder Afrikas Portugal verbunden, was sich auch in der Literatur niederschlägt: António Lobo Antunes beispielsweise schreibt fast ausschließlich über die Folgen des Angolakriegs. Dennoch scheinen Sie beide der brasilianischen Kultur näherzustehen.*

**JEA:** In meinem Fall ist das tatsächlich der Fall. Die brasilianische Realität steht der afrikanischen Wirklichkeit näher. Selbst die Sprache spiegelt dies wider: Brasilien hat zahllose Worte aus dem Bantu-Wortschatz ins Portugiesische integriert.

**MC:** Ich denke, die Nähe zu Brasilien zeigt sich auch in der Musik. Es gibt eine Kontinuität von der angolischen Musik zu jener, die heute in Südamerika gespielt wird. Auch hinsichtlich der

Religiosität und des Zeitgefühls fühlen wir uns Brasilien zweifellos verwandter.

*Eine weitere Verbindung mit Brasilien ergibt sich durch den Barock, eine Stilrichtung, die viele ehemalige Überseegebiete mit der Kolonialmacht Portugal verbindet. Gibt es denn einen „tropischen Barock“, wie es Agualusas Roman „Barroco Tropical“ naheulegen scheint?*

**JEA:** Ich gab diesen Titel aus verschiedenen Gründen, etwa wegen des brasilianischen Barocks, insbesondere der barocken Architektur. Viele bedeutende Vertreter dieses Baustils waren afrikanischer Herkunft. Ihre Werke und Skulpturen scheinen mit ihren verzerrten Proportionen den Kubismus geradezu vorwegzunehmen, der ja ebenfalls von afrikanischen Formen beeinflusst war.

**MC:** Ich bin da nicht ganz einverstanden. Es verhält sich mit dem Barock wie mit dem Begriff des magischen Realismus: Die entsprechenden Definitionen wurden von außen an die Künstler herangetragen. Die Beschreibung von Luanda in Agualusas Roman scheint mir nicht barock, sondern realistisch zu sein: Die exzessive und redundante Anhäufung von Dingen und Ereignissen entspricht unserer Wirklichkeit. Die zahllosen Dimensionen der Stadt, die Vielfalt der Formen und Zeitebenen, all dies entspricht tatsächlich Luanda. Ich wüsste nicht, wie man dies anders beschreiben könnte.

*Ist es das „Magische“, das Ihnen inadäquat erscheint in dieser Definition des Realismus? Jüngst wurde in Bezug auf das Werk des Haitianers Lionel Trouillot der Begriff des „phantas-*

*tischen Realismus“ verwendet. Fühlen Sie sich davon eher angesprochen?*

**MC:** Ich bin auch dieser Definition gegenüber kritisch: Ich glaube, unser Problem ist der reine Realismus, nicht das davorgestellte Adjektiv. In Europa koexistieren zahlreiche literarische Strömungen und Stile, ohne dass man sich gleich auf eine Bezeichnung einigen muss. Wenn man eine Charakteristik nennen wollte, die für die afrikanische Literatur bezeichnend ist, so würde ich allenfalls auf den Begriff des „animistischen Realismus“ zurückgreifen, wie er einst vom angolanischen Schriftsteller Pepetela vorgeschlagen wurde. Was unsere Literatur allerdings noch stärker charakterisiert, ist der Platz, den wir den Toten einräumen: Die Toten besitzen für uns die Fähigkeit, die Gegenwart zu erklären und den Lauf der Ereignisse zu bestimmen. Dies unterscheidet unser religiöses Empfinden von jenem, das in Europa oder in Amerika dominant ist. Die Toten sind nicht nur lebendig, sie greifen auch in den Alltag ein.

*Erhielt das Problem des Realismus in der Literatur nicht auch durch die furchtbaren Bürgerkriege eine neue Aktualität? Wie kann man sich als Schriftsteller dieser Vergangenheit stellen?*

**MC:** Ich glaube, das ist tatsächlich eine Herausforderung. Wir müssen akzeptieren, dass auch diese Jahre zu unserer Geschichte gehören. Wir haben immer noch Angst, Geister zu wecken. Die Literatur kann jedoch auch eine therapeutische Funktion haben und die Geschichte nacherzählen, ohne anzuklagen. Sie kann zeigen, dass selbst diese unmenschlichen Jahre zu einer menschlichen Geschichte gehören und dass wir diese Erinnerung für uns wiedererobern müssen.

*Ist die Forderung nach demokratischer Öffnung, wie sie während des „arabischen Frühlings“ formuliert wurde, auch im südlichen Afrika spürbar?*

**JEA:** Die Situation in Luanda ist verschieden von jener in Maputo. In Mosambik gab es demokratische Wahlen, es gibt Städte und Regionen, die von der Opposition verwaltet werden. Die Lage in Angola ist vollständig anders. Die Wahlen können nicht als frei betrachtet werden, da die Regierung im Wahlkampf über sämtliche Mittel des Staats verfügt und diese auch einsetzt. Außerdem konnten wir erst zweimal wählen. Der Präsident ist seit je im Amt. In Angola hatten die arabischen Revolten tatsächlich einen großen Einfluss auf die Jugend. Interessant finde ich, dass die Bewegung, die bei uns demokratische Reformen fordert, nicht nur die Regierungspartei, sondern auch die historische Opposition völlig überrascht hat. Diese Bewegung hat weder eine Führung noch ein identifizierbares Gesicht, es ist eine Jugendbewegung. Und diese will im Grunde dasselbe wie die Jugendlichen in Nordafrika. Der Aufstand gegen den Autoritarismus, wie er in Tunesien und Ägypten praktiziert wurde, ist eine Lektion für die Welt, und die Occupy-Bewegungen sind meines Erachtens ebenfalls eine Konsequenz dieser Revolutionen. Dies ist der Stolz Afrikas: Afrika hat der Welt gezeigt, dass es möglich ist, tyrannische Regime mittels gewaltfreier Aktionen zu stürzen.

*Erschienen in der „Neuen Zürcher Zeitung“ am 9. Juni 2012. Mit freundlicher Genehmigung der Neuen Zürcher Zeitung.*

## REZENSION DES ROMANS „BARFUSS DURCH HEISSEN SAND“ VON HELMUT DORA

# BARFUSS IM SAND

Von Katrin Schneider

Ein dynamischer Anfang: Destabilisierungskrieg in Mosambik. Der deutsche Schiffsoffizier Tobias gerät in die Hände von Rebellen. Zusammen mit der Krankenschwester Yolanda gelingt ihm die Flucht aus dem Camp (barfuß, aber nicht durch heißen Sand, sondern durchs Gestrüpp im Gebirge). Sie verlieben sich ... Danach lässt der Autor sich Zeit, er kommt zu seinem eigentlichen Thema: Mosambik, die Menschen, ihr Leben. Der Schauplatz ist „die Lagunenstadt im Norden“, wohin Tobias und Yolanda ziehen und als Bootsbauer bzw. Krankenschwester ihr Auskommen finden. Sie bekommen einen Sohn, Roberto. Probleme bleiben nicht aus, aber es ist immer jemand da, der hilft: die Heilerin, ein Verwandter, ein Bekannter in der Verwaltung. Es fällt schwer, Yolanda zu glauben, wenn sie sagt: „Du kennst uns Neger (!) nicht. Wir können böse sein.“ Böse sind jetzt vor allem die LeserInnen. Das N-Wort wird von Dora durchgängig verwendet. Der Autor bedient sich einer rassistischen Sprache, schreibt aus einer „weißen“ Perspektive und reproduziert koloniale Zuschreibungen. Aus allen Schilderungen spricht viel Zuneigung zu Land und Leuten. Die LeserInnen erfahren Interessantes über Traditionen, das Essen, Korruption, Holzhandel, Homosexualität ... Dennoch: Der rassistische Sprachstil hinterlässt einen inakzeptablen Makel. Und noch etwas: Ein wenig mehr Differenzierung hätte den Charakteren gut getan. Die „schlechten“ Menschen kommen gut weg, Tobias lebt sich verblüffend problemlos ein, und Yolanda macht bei einer Fortbildung in Deutschland nur gute Erfahrungen. Bedauerlich sind auch die sprachlichen Stolpersteine: Mitten im Satz folgt auf eine Vergangenheitsform eine Gegenwartsform. Das zieht sich durch das ganze Buch, ist irritierend und lenkt damit vom Inhalt ab.

**Helmut Dora: Barfuß durch heißen Sand. Mosambiks Küste ... und alles wurde anders**  
BS-Verlag, Rostock 2012, 242 Seiten,